

Die verlorene Krone.

Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb.

(4. Fortsetzung.)

„Ach, laß die unselige Politik! Eine solche Keuzerung genügt schon, um alles zu verderben!“

„Natürlich werde ich mich in acht nehmen.“

„Und Du wirst die von ihm geordnete Bedingung erfüllen?“

„Wenn ich kann, Lieblich, gewiß. Vorläufig aber weiß ich ja noch gar nicht, was er fordert. Hoffentlich nicht die Aufgabe meines Berufs. Das müßte ich glatt ablehnen.“

„Rein — das nicht.“ Gisela brachte es nicht fertig, in diesem Augenblick den leidigen Gelpunkt zu berühren, trotzdem sie sich fest vorgenommen hatte, Königsed von Allem zu verabschieden. Der Vater sprach ziemlich unklar und verworren, meinte sie befragten. „Er ist ja so sprunghaft in seinen Ideen und Entschlüssen. Ich glaube, es handelt sich hauptsächlich um die Herausgabe meines mütterlichen Vermögens.“

„Wenn das Geld sicher angelegt ist und er Dir die Zinsen gahlt — mehr verlangen wir ja gar nicht. Nicht wahr?“ meinte Königsed gleichmüthig.

„Rein“, sagte sie leise. Eine seltsame Hoffnungslosigkeit lächelte plötzlich wieder ihre bisher angelegte Stimmung. „Du seid zwei harte Köpfe, Botho — Du und Papa.“

„Dah ich heute noch einmal vor Deinen Vater hintreten will nach seiner so schroffen Abweisung — das sieht wirklich nicht nach Hartkopfigkeit aus.“

„Solch unglücklicher Moment ist es aber jetzt?“ fragte sie.

„Gewiß — ich sehe das alles vollkommen ein und bitte ja auch um nichts weiter, als um die Erlaubnis, von Dir Abschied nehmen und, in Fall ich gesund zurückkomme, noch einmal meine Bitte wiederholen zu dürfen.“

„Gib's wirklich keine Hoffnung mehr auf eine friedliche Lösung in den politischen Wirren, Botho?“

„Rein, Lieblich — keine! Die Würfel sind noch bereits gefallen. Aber das sage ich nur zu Dir, zu meiner Gisela, nicht zur Tochter des Grafen Waldstein.“

Sie ließ die Arme sinken, ihr Gesicht wurde todtenbleich. Königsed legte den Arm um ihre Schultern und sagte sie nicht zu sich heran. Er hörte den lauten Schlag ihres Herzens neben dem flüchtigen Pochen in seiner eigenen Brust.

Sie traten bis dicht an den Rand der Plattform. Die scheidende Sonne überzog die unter ihnen liegende Stadt mit golbigem und rosigem Schein. Wie eine Märchenwelt lag das goldene Prag vor ihnen mit all seinen vielen Kreuzen, Kuppeln, Spitzbogentürmen. Die von der Sonne beschatteten Fenster glühten wie rothes Feuer.

„Weine nicht!“ bat Königsed, als er die schweren Thränen an Giselas Wimpern bemerkte. Augenblicklich fanden sie ganz allein hier oben. Rasch hob er ihr geistes Gesicht hoch und küßte ihre weichen, zuckenden Lippen. „Und nun komm, Liebste, ich bringe Dich nach Hause und lasse mich getroffen bei Deinem Vater anmelden.“

„Rein — nein, bitte, nicht! Das verdirbe alles! Bleib noch eine halbe Stunde hier. Ich fahre so rasch wie möglich zu Papa und bereite ihn vor. Wenn wir zusammen bei ihm eintreten, bringe ihn das gleich in böse Laune.“

„Er erfährt es ja doch, daß wir zusammen hier waren, Gisela.“

„Ja — ja, aber, bitte, bleib doch lieber hier! Glaub mir, es ist besser.“

In ihrer stichtlichen Angst und Erregung hielt sie ihn fest, obgleich ein offenes Vorzeichen mehr ihrer Natur entsprach. Am liebsten hätte er ohne weiteres, Gisela am Arm, das Palais Waldstein aufgesucht.

Er sah ihrer schlanken Gestalt mit entzückten Blicken nach. Rasch und großzügig schritt sie die Stufen hinunter. Das weite weiße Kleid bauchte sich wie eine Wolke wie sie her. —

Als die Dämmerung anbrach, trat er den Weg nach dem Waldsteinschen Palais an. Jetzt mußte Gisela Vorsprung und Zeit genug gehabt haben, um den großartigen Vater vorzubereiten.

„Ich glaube wirklich, gegen eine feuernde Batterie anzureihen, ist begablicher, als diesem alten Brummkäfer zu nahe zu kommen“, dachte er mit halbem Lächeln.

Er sah bereits erwartet zu werden, denn der Kammerdiener nahm ihm sofort Hut und Schwab und öffnete eine der Zimmertüren.

Im Vorzimmer trat Gisela auf ihn zu. Ihre Augen leuchteten vor Aufregung. „Zwischen Papa und mir ist's böß hergegangen“, flüsterte sie halbtönen, „aber er wird Dich wenigstens empfangen. Bitte, sage zu allem ja, füge Dich jeder Bedingung. Ich bin mit allem einverstanden, auch wenn Du Dich in eine ganz kleine Garnison versehen lassen müßt, wir können auch da glücklich sein.“

„Gewiß, mein Herz, gewiß!“ ant-

wortete er, befremdet über ihre maßlose Erregung. „Wirst Du bei meiner Unterredung mit Deinem Vater nicht zugegen sein?“

„Rein. Vater wird mich rufen lassen, wenn ihr einig seid.“

„Und wenn wir's nicht werden?“ fragte er langsam, sie scharf ansehend. „D, das müßt ihr!“ Sie preßte beide Hände gegen die Brust. „Ich bleibe ganz in der Nähe.“

„Wirst Du vielleicht am Schlüsselloch hockeln, Gisela?“ versuchte er zu scherzen.

„Rein — das nicht. Aber ich bleibe so nah wie möglich.“

Die Thür zum Arbeitszimmer des Grafen ging auf. Königsed trat rasch vor. Gisela verschwand im bald dunklen Hintergrund des Vorzimmers.

6. Kapitel.

Königsed verbeugte sich stumm vor dem Grafen, der seinen Gruß kalt und knapp zurückgab. Er reichte dem jungen Offizier nicht die Hand, sondern deutete nur kurz auf einen der Stühle. Aber Königsed blieb stehen. Seine und des alten Waldstein Blide kreuzten sich wie zwei Schwerdtlinge, wie in Herausforderung zum Kampf.

Sie haben meiner Tochter brieflich Ihren Wunsch mitgeteilt, mich noch einmal zu sprechen, Herr v. Königsed?“ fragte Graf Waldstein. Er stand mit dem Rücken gegen seinen Schreibtisch gelehnt und zog in zersetztem Spiel die feine Klinge eines japanischen Papiermessers durch seine Hände. „Meine Tochter war unvernünftig genug, Ihren Wunsch sehr lebhaft zu befürworten, obgleich ich, offen gehalten, nicht einsehe, welchen Zweck es hat, eine Sache aufzurühren, die für mich mit meinem abschließlichen Bescheid endgültig erledigt war. Oder haben Sie mir etwas mitzutheilen, was Ihre Verhältnisse so von Grund aus ändert, daß die Möglichkeit vorliegt, meine Entscheidung könne jetzt anders ausfallen?“

„Rein. Ich bin nach wie vor im Besitz eines Vermögens, dessen Zinsen hinreichen, standesgemäß zu leben. Mein Vater ist tot, mein älterer Bruder, der auch bereits mehrere Söhne hat, erbte das Familienmajorat, entgegnete Königsed in gleichfalls sehr frostigem Töne.

„Die Einnahmen eines Junggeheils reichen nicht für eine Familie. Der Begriff „standesgemäß“ ist überdies sehr dehnbar. Um mit meiner Tochter nach meinem Begriffe standesgemäß zu leben, dazu werden Ihre Einnahmen schwerlich genügen.“

„Wir würden unsere Ansprüche nach unseren Einkünften einrichten. Das liegt mir in großen wie in kleinen Verhältnissen stets das Richtige zu sein.“

„Dante für gültige Belehrung“, sagte Graf Waldstein scharf auf. Seine Augen blühten den Sprecher unter den grauen kühnen Brauen hervor zornig an.

„Meine Bemerkung sollte durchaus keine Belehrung bedeuten. Ich stellte einfach eine Thatsache fest, Herr Graf. Ehe wir übrigens die materielle Seite weiter erörtern, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß wir überhaupt von zwei ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen.“

„Sehr möglich. Ich glaube, unser Standpunkt ist in allem ein sehr verschiedener.“

„Sie betrachten sich in dieser Angelegenheit anscheinend als den allein Ausschlaggebenden, Herr Graf“, fuhr Königsed gelassen fort. „In meines Augen kommt Ihre Entscheidung aber durchaus nicht in erster Linie in Betracht, sondern die Giselas. Sie ist einverstanden, in meine begehrenden Verhältnisse „Inhabzusteigen“, wie Sie es jedenfalls nennen werden, und ist alt genug, um sich völlig klarzumachen, was sie aufgibt und dafür gewinnt.“

„Schwerlich. Außerdem ist meine Tochter durchaus nicht selbstständig in ihren Entschlüssen, wie Sie anzunehmen scheinen.“

„Solange Gisela in Ihrem Hause lebt und minorant ist, freilich nicht, aber sie wird bald einundzwanzig Jahre alt und ist rechtlich ermächtigt, über sich zu verfügen. So wünschtenswerth eine Zustimmung von Ihnen uns stets sein wird, Herr Graf, so können wir doch wegen rein äußerlicher Bedenken nicht auf unser Vermögensglück verzichten. Ich bitte Sie also, meinen Antrag nochmals in Erwägung zu ziehen.“

„Der Moment ist nicht günstig, um eine Verbindung einer Oesterreicherin und einem Preußen zu beraten.“

„Wir wollen vorläufig ja auch nur auf eine spätere Vereinigung hoffen dürfen. Aus Feinden sind schon oft Bundesgenossen und Waffengefährten geworden. Die politischen Streitigkeiten unseres Vaterlandes brauchen uns nicht persönlich zu entzweien. Man muß das trennen können.“

„Ich aber kann und will das nicht. Der Feind meines Vaterlandes ist auch mein Feind. Ich werde niemals Jemand in meinem Hause als Schwie-

gerohn aufnehmen, der die Waffen gegen meine Landesleute führt.“

„Auch später nicht, wenn der Friede zurückgekehrt sein sollte, die Ausöhnung vielleicht eine vollständige geworden ist?“

„Rein.“

„Königsed suchte die Achseln. „Also gut — lassen wir die Gefühle gänzlich beiseite. Wenn ich Ihnen kein willkommenes Schwiegerohn bin, Herr Graf, so muß ich das tragen. Mit der Zeit, und wenn Ihre Tochter glücklich ist, werden auch Sie vielleicht noch einmal anders darüber denken lernen. Wollen Sie wenigstens gestatten, daß ich mich jetzt von Gisela in Ihrer Gegenwart verabschiede?“

„Weshalb?“

„Wir stehen vor einem ersten Zeitabschnitt, Herr Graf. Ich kann nicht wissen, ob ich Gisela wiedersehen werde.“

„Run — und weiter?“

„Darf ich also die Hoffnung mitnehmen, daß ich, wenn der politische Himmel wieder klar ist, mich mit Gisela verloben darf?“

„Mit meinem Segen — nie! Aber vielleicht würde ich äußerlich vor der Welt meine Zustimmung zu der mir so unerwünschten Verbindung geben, wenn Sie sich einer Forderung fügen, Herr v. Königsed.“

„Welcher?“

„Ich verlange, daß Sie für sich und Ihre Nachkommen auf Giselas mütterliches Vermögen verzichten.“

Königsed blieb eine Weile stumm. „Das verstehe ich nicht“, sagte er dann langsam. „Wie kann ich auf etwas verzichten, was mir gar nicht gehört? Das Geld meiner Frau ist ihr Eigentum, sollten wir Kinder haben, fällt es später denen zu. Was habe ich dabei zu verzichten oder zu beanspruchen?“

„Das Geld meiner verstorbenen Frau so niemals einer preußischen Familie zufallen!“ fuhr Graf Waldstein auf. „Glauben Sie etwa, daß meine Frau ihrer Tochter etwas hinterlassen hätte, wenn sie solche Möglichkeit jemals in Erwägung gezogen hätte? Entsetzt wäre Gisela in diesem Falle worden — das steht fest.“

„Es ist stets sehr zwecklos, etwas zu erörtern, was Verstorbenen gethan oder unterlassen hätten. Ich glaube nicht, daß eine Mutter ihr Kind aus rein politischen Gründen jemals entzücken würde. Aber gleichviel — wenn Sie es wünschen, Herr Graf, will ich gern unterschreiben, daß ich für meine Person niemals an Giselas Vermögen Ansprüche erheben werde.“

„Das genügt nicht. Sie müssen unterschreiben, daß Gisela mit Ihrer Zustimmung auf ihr ganzes mütterliches Vermögen zu Gunsten ihres Bruders Alexander verzichtet.“

„Das werde ich niemals zugeben!“ versetzte Königsed empört. „Das wäre ja eine schreiende Ungerechtigkeit gegen Gisela!“

„Meine Tochter ist damit einverstanden.“

Ein weicher Ausdruck lag über Königseds scharf gespannte Züge. „Sie kann die Verhältnisse augenblicklich wohl kaum übersehen. Um unser Ziel zu erreichen, würde sie ja die schwersten Opfer bringen, das sie aber später wahrheitsgemäß bitter bereuen und mir mit Recht vorwerfen würde, sie nicht davon abgehalten zu haben!“

„Sie wollen sich dieser Bedingung also nicht fügen?“

„Ich kann kaum glauben, Herr Graf, daß Sie diese Zumuthung im Ernste stellen.“

„Ich habe auch nie geglaubt, daß Sie sich dieser Bedingung unterwerfen würden!“ pflichtete Graf Waldstein mit so bitterem Hohne bei, daß der junge Offizier empört zusammenbrach.“

„Darf ich mir die Frage erlauben, welche Gründe Sie meiner Weigerung unterzuschreiben belieben?“ fragte er scharf.

„Gedanken sind zollfrei“, antwortete der Graf und drückte auf die Klingel.

Königsed blieb mit gekreuzten Armen in abwartender Haltung in der Nähe der Thür stehen.

„Gräfin Gisela soll kommen!“ besaß Graf Waldstein dem herbeieilenden Diener.

Die beiden Herren blieben stumm. Ihre Blide gingen kalt aneinander vorbei.

Gisela öffnete hastig die Thür. In ihren Augen lag feierhafte Erwartung. Daß der Vater sie so bald schon rufen ließ, hielt sie für ein gutes Zeichen, und doch schürte sich jetzt ihr Herz zusammen, als sie die eiffige Haltung bemerkte, mit der die beiden Herren sich wie zwei Feinde gegenüberstanden.

„Ich habe Dir mitgeteilt, Gisela, unter welcher Bedingung Herr v. Königsed meine Einwilligung zu Eurer Verbindung erhalten könne. Er hat diese Bedingung abgewiesen. Er will nicht, daß Du auf Dein Vermögen verzichtest. Die Sache ist somit endgültig entschieden. Ueber die Gründe, die Herrn v. Königsed leiten, meinen Vorschlag abzulehnen, wirst Du wohl nicht lange im Unklaren sein. Ich hoffe, Du besitzt stolz genug, um Dich endgültig nach dieser Erfahrung von ihm loszusagen.“

„Höre mich an, Gisela!“ bat Königsed.

Aber sie achtete nicht auf seine Bitte. „Ist das wahr?“ fragte sie mit blaffen Lippen. Ihre Blide ruhten so durchdringend auf seinem finsternen

Gesicht, als ob sie auf dem Grunde seiner Seele lesen wollte.

„Wir können diese Bedingung unmöglich annehmen“, sagte der junge Offizier. „Solche Forderung ist für jeden Menschen, der etwas auf sich hält, unannehmbar. Ich wäre gewisslos, wollte ich ein so schweres Unrecht unterstützen, oder wenn ich es auch nur zuliehe.“

„Was siegt an dem Gelde! Es ist nur ein Gegenstand des Streites hier im Hause!“ sagte Gisela. „Wir wollen uns einschränken, wir wollen —“

„Gisela, Du kannst die Zukunft nicht übersehen. Du darfst jetzt nicht so schwerwiegende Entschlüsse fassen“, sagte Königsed. „Bis zu Deinem fünf-andzwanzigsten Jahre wollen wir uns behelfen, werden auch dann Deinen Vater nicht zur Herausgabe Deines Kapitals drängen, wenn ihm das schwer fällt. Aber bleiben muß Dir Dein Erbtheil. Dich ganz darauf verzichten zu lassen, wäre ein unverzeiglicher Egoismus von mir.“

„Sehr schön begründet!“ spottete Waldstein. „Gisela, Du wirst nun wohl einsehen, daß ich mit meiner gestern ausgesprochenen Vermuthung recht hatte!“

„Darf ich bitten, mir diese Vermuthung, die wahrscheinlich eine Beleidigung ist, mir gerade in's Gesicht zu sagen?“ brauste Königsed auf.

„Wir haben nichts mehr miteinander zu reden, Herr v. Königsed.“ Der Graf drehte sich brüest herum. „Hör auf mit der Heuleri, Gisela! Schämst Du Dich nicht? Hast Du denn gar keinen Stol?“

Königsed trat zu dem jungen Mädchen und verlor die ihr die Hände vom Gesichte zu ziehen. „Sieh mich an!“ hat er bewegt. „Glaubst auch Du, daß eigenmächtige Beweggründe mein Handeln bestimmen?“

„Rein — aber wenn Du mich wirklich liebst, so gib nach.“

„Gerade weil ich Dich liebe, kann und darf ich das nicht. Gisela, zum zweiten Male steht Du vor der Entscheidung. Du mußt zwischen mir und Deinem Vater wählen. Vereinigen lassen sich die Gegenstände in unseren Ansichten nicht.“

„Was soll dann aber werden?“

„Wenn ich wiederkomme, will ich Dir diese Frage beantworten. Ich glaube nicht, daß diese Verwicklung sich anders lösen läßt als durch eine völlige Trennung von Deinem Vater. Bringt er es fertig, Dir bis zu dem Zeitpunkt, an dem Du die Herrin Deines Vermögens sein wirst, logar die Dir rechtlich zustehenden Zinsen vorzuhalteln, so muß er das mit seinem Gewissen abmachen. Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, Deine Rechte zu vertheidigen, so werde ich handeln.“

„Soll das heißen, daß Sie auf die Herausgabe von Giselas Vermögen klagen wollen?“ fuhr Graf Waldstein dazwischen.

„Da ich diese Frage nicht gütlich zu erledigen scheint, wird zu meinem Bedauern wohl nur dieser Ausweg bleiben“, entgegnete Königsed kurz.

„Rein — das will ich nicht!“ Gisela ließ die Hände vom Gesichte sinken. In ihrer Haltung lag etwas Müdes, als ob etwas in ihr in dieser Stunde gebrochen wäre.

„Bei uns pflegt der hohe Adel nicht wie die Bauern um Erbschaften zu prozessiren!“ rief Waldstein mit seinem hochmüthigen Gesicht.

„Und bei uns geht es bei hoch und niedrig nach Recht und Gesetz.“ Ueber Königseds Stirn lief eine helle Röhre, als er sich wieder zu Gisela wendete.

„Wählt Du wieder Deinen Vater, Gisela? Bekennt Du Dich zu seinen ungerechten Meinungen? In diesem Falle weiß ich auch keinen Ausweg mehr.“

„Er machte eine Bewegung nach der Thür hin.“

„Aber Gisela hielt ihn fest. „Bleib — verlasse mich nicht! Geß nicht im Zorn von mir!“ flehte sie.

„Was nützt mein Weiben noch?“

„Hierher zu mir, Gisela! Jetzt ist es genug! Ich dachte, der Herr zeigte Dir wirklich recht deutlich, um was es sich bei ihm handelt und —“

Graf Waldstein konnte seinen Satz nicht zu Ende sprechen. Unten im Schloßhof wurde es laut. Der Aufschlag mehrerer Pferde dröhnte über das Pflaster, Lachen, Hurrahrufen tönte deutlich herauf. Der Graf röh den Vorhang vom Fenster zurück und stieß eine der in Wei gekleideten Schwestern auf.

Der Hof war durch brennende Pfadefaden, die nach alter Sitte bei einbrechender Dunkelheit auf den Steinpfadellen vor der historischen Halle brannten, hell erleuchtet. In diesem unruhig zudenden Scheine sah man mehrere Husarenoffiziere in höchst animirter Stimmung, mit denen Graf Alexander heute gespeist hatte. Alle waren in sehr gehobener Stimmung und sehr aufgeregter. Einige waren sogleich von ihren Pferden gesprungen und stürmten die breite Steintrappe zum Schloß hinauf. Sämmtliche schrien begeistert „Hurra!“ und wirbelten ihre Mützen in der Luft herum.

„Seid Ihr denn alle verrückt?“ rief Waldstein lachend hinunter.

„A biß schon, Vater!“ schrie Alexander. „Laß Selt auffahren! Das wir im Kasino gehört haben, muß ordentlich begossen werden!“

„Geß rasch fort, Botho!“ flüsterte Gisela Königsed zu. „Du könntest Dich großen Unannehmlichkeiten aussetzen.“

Königsed biß die Zähne aufeinander. Jedemfalls hatte man in Prag durch irgend eine Indistretion es zu früh erfahren, daß der preußische

Botschafter heute telegraphisch aus Wien abgerufen worden war. In diesem kritischen Augenblick war es für ihn, den preußischen Offizier, peinlich, im Palais Waldstein als solcher erkannt und behandelt zu werden. Eine Stunde lang fuhr ihm ein schredlicher Verdacht durch den Kopf. Sollte er absichtlich herbeigeführt worden sein?

Rein, im nächsten Moment schon verworrt er diese unsinnige Idee. Aber in eine sehr peinliche Lage konnte er immerhin diesen aufgeregten Herren gegenüber gerathen. Mit einigen raschen Schritten stand er an der nach dem Korridor führenden Thür, als diese hastig aufgerissen wurde. Graf Alexander in seiner leuchtenden Leibwachenuniform, umringt von seinen lachenden, lärmenden Kameraden, stand schon mitten im Zimmer.

Im ersten Augenblick bemerkten sie Königsed gar nicht in ihrer Erregung. Die Stimmen schwärmten laut durcheinander, so daß niemand genau hörte, wer eigentlich sprach.

Einige der Offiziere beachteten Gisela, andere umringten den alten Grafen und überschrien sich gegenseitig, um ihm die Botschaft zuzujubeln: „Es gibt Krieg, Herr Graf!“

„Papa, der Botschafter soll wirklich aus Wien abdampfen!“ Graf Legis hüßliches Gesicht glühte dunkelroth.

„Aber Verzeß, sie doch stad!“ begünstigte einer der älteren Offiziere.

Königsed trat plötzlich aus dem dämmerigen Hintergrund des Zimmers in den hellen Lichtkreis des Kronleuchters. Seine schlante, dunkle Gestalt warf einen scharfen Schatten auf die blaßgrün getönte Wand. Der Schein der flackernden Lichter fiel jetzt hell auf sein blaßes, stolzes Gesicht, in dem die dunklen Augen fest und drohend die Gesichter der ihn umgebenden musterten. „Ich bitte, mich empfehlen zu dürfen. Herr Graf“, wandte er sich kurz an den Hausherrn. „Meine Anwesenheit ist in dieser Stunde nur nöthig.“

„Was haben wir denn da?“ Alexander Waldstein warcte den bis jetzt unbeeindruckten Sprecher an. „Königsed, Sie sind?“

„Eine tiefe Stille trat ein. Die Offiziere rückten unwillkürlich enger zusammen.“

In den Augen des alten Grafen glom ein seltsamer Punkt. Seine und Königseds Blide kreuzten sich noch einmal, und ein leidenschaftlicher Haß sprachte dem jungen Offizier entgegen.

Graf Alexander trat dicht vor Königsed hin. „Was verschafft uns denn zu dieser späten Stunde die Auszeichnung Ihres Besuchs?“ fragte er spöttisch. Er musterte Königseds Kleidung. „Sie sind in Zivil!“

„Ich befinde mich auf der Reise. Mein Kommen hier hatte einen rein persönlichen Zweck. Ihr Herr Vater weiß das ebensovoll wie ich selbst“, antwortete Königsed.

„Er soll machen, daß er heimkommt“, entgegnete der alte Graf bisig, „sonst —“

Das jungen Grafen Hand fuhr schon an den Säbelgriff.

In demselben Moment fuhr er seinen Arm von zwei Mädchenhänden trampfhaft umklammert.

„Gibst jetzt Ruh, Ver!“ herrschte Gisela den Bruder heftig an. Ihre schwarzen Augen leuchteten. „Gleich läßt Du Herrn v. Königsed unbehelligt gehen! Schämst Dich nicht, Das wäre ein Seldensüß — so viele gegen einen!“

Alex ließ den Säbelgriff los und die Hand sank langsam herab. „War doch alles Späß. Dem Herrn steht es selbstverständlich frei, zu gehen, wann er will“, sagte er.

Gisela trat zu den österreichischen Offizieren. „Ich zu Königsed wendend, sagte sie langsam: „Leben Sie wohl, Herr v. Königsed!“

Der so Verabschiedete warf einen langen, ernsten Blick auf sie — vielleicht den letzten in diesem Leben. Ein heißer Schmerz durchzuckte ihn. Zum ersten Male wurde ihm die tiefe Klust klar, die sich von heute an zwischen ihnen aufgethan hatte. Würde sich jemals eine Brücke über diesen Abgrund schlagen lassen?

Schweigend verbeugte er sich und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Herrn v. Medems Gesicht, sonst stets fast unbeweglich, zeigte Spuren lebhafter Erregung, als er diese Worte sprach.

Graf Hallermund zeigte allein eine heitere Miene, während die übrigen Teilnehmer des Ministeraths ein recht gezwungen ruhiges Aussehen zur Schau trugen. Nur der alte Oberhallmeister v. Heubner, der auch anwesend war, verrieth seine Aufregung durch heftiges Räuspern. An der Berathung durfte er nicht teilnehmen, aber doch als alter Freund des Königs in dieser ersten Stunde gegenwärtig sein.

Hin und her wurde berathen, wie man am besten aus der Klemme, in die das bisherige Bögen und Schwanten Hannover gebracht hatte, wieder herauskam, allein es schien fast, als ob auch jetzt keine Entscheidung fallen würde.

Der König blieb in Gedanken versunken eine Zeitlang stumm. Lassen Sie mir den wichtigsten Passus aus des Prinzen Meinburgs Schreiben noch einmal vorlesen“, wandte er sich an Graf Hallermund.

Wohin nahm auf einen Wink von seitens des Grafen das Schreiben des preussischen Bevollmächtigten wieder zur Hand. „Eure Majestät wissen, daß Oesterreich verlangte, der Bund ebenso wie Oesterreich selbst solle gegen Preußen mobil machen. Preußen ist daraufhin sofort aus dem Bund ausgegetrennt und verlangt nun von Hannover die Abführung der bereits vor einigen Wochen mobil gemachten Armee“, erklärte er kurz, ehe er das Schreiben im Wortlaut vortrug.

„Unsere Armee wurde nicht geradezu mobil gemacht, nur das Regimentsregieren wurde früher angezettelt“, schaltete Graf Hallermund ein.

„Preußen hat das als eine feindselige Handlung ausgelegt“, antwortete Medem erregt. „Im übrigen fordert Preußen laut Prinz Meinburgs Schreiben folgendes: Die hannöckerischen Truppen sind sofort auf den Friedensstand vom 1. März dieses Jahres zurückzuführen; Hannover stimmt ferner der Verlesung des deutschen Parlaments zu und schreibt die Wahlen dazu aus, sobald es von Preußen geschieht. Dafür gemäßleistet Preußen dem Königreich Hannover sein Gebiet und seine Souveränitätsrechte nach Maßgabe der Reformvorschlüge.“

„Sehr gnädig!“ warf Hallermund spöttisch ein.

Sollte wider Erwarten eine ablehnende oder ausweichende Antwort erfolgen“, fuhr Medem fort. „So würde Se. Majestät der König von Preußen sich zu seinem Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt sehen, das Königreich Hannover als im Kriegszustande gegen Preußen befindlich zu betrachten und demgemäß zu handeln.“

Medem legte das Schreiben des Prinzen auf den runden Tisch vor den König hin, der mit leicht zuckender Hand darüber hinwegfuhr.

Nach einem längeren Schweigen, das brüden und schicksalshier von allen Anwesenden empfunden wurde, stand der König auf. Seine schlante, schneige Gestalt war noch strafbar wie sonst aufgerichtet. „Ich sehe in diesem Verlangen“, sagte er, „das unter Kriegsandrohung mich zu einem Bündniß zwingen will, eine Herausforderung, die ich für unvermeidbar halte mit meiner Selbstständigkeit. Was meinen Sie, meine Herren?“

„Wir schließen uns alle Eurer Majestät Worten an“, erwiderte Graf Hallermund eifrig.

Die übrigen Minister, vor allem der Kriegsminister Brandis, stimmten laut bei. Nur der alte Heubner heufte vernehmlich, und Medem warf Hallermund einen beschwörenden Blick zu.

„(Fortsetzung folgt.)“

„Daß Isen kein deutscher Klawfiter ist, sieht man daran, daß er so häufig in Deutschland gegeben wird.“

Nach der Entscheidung eines Chicagoer Richters können Trauringe nicht gepfändelt werden. Sie sind ja auch in der Westentasche meistens so gut versteckt, daß man ihrer nicht leicht habhaft werden kann.

Zur Erhöhung des Genußes.



Kellnerin: „Sagen's, Herr Rum mel, fan's denn wirklich so eitel, daß Sie sich immer vor'n Spiegel sehen?“

Herr: „No, Madl, eitel bin i' woiß net; aber schau, wenn i ben do drin so fauf'n seh, nacha schmedt ma böß Bier noch amal so gut.“